

= Kapitel 12 =

In Paris, meines Vaters Brief und eine Rose.

Die Patronin ließ mich zu sich in ihre Kajüte bitten.

„Würden Sie mich einmal nach Paris begleiten, Herr Waffenmeister?“

„Sie brauchen doch nur zu befehlen.“

„Nein, es hat nichts mit dem Schiffsdienst zu tun. Es ist eine ganz private Angelegenheit. Wollen Sie mich als mein Beschützer nach Paris begleiten?“

„Bis ans Ende der Welt—würde ich sagen, wenn das nicht eine schon zu abgedroschene Redensart wäre.“

„Aber wir halten uns gar nicht auf. Nicht, daß wir Paris besichtigen. Mir ist es höchst unangenehm, daß ich mich nur für eine Stunde von meinem Schiffe, von meinen Argonauten trennen muß, und hier muß ich doch wohl mit 36 Stunden rechnen. Wir kehren mit dem nächsten Schnellzuge zurück.“

„Wie Sie bestimmen.“

„Ich nehme nichts weiter mit als eine Hundepeitsche.“

„Eine Hundepeitsche?“ stutze ich.

„Lesen Sie mal hier diese Broschüre.“

Es war ein dünnes Heftchen, das sie mir gab, nur 16 Druckseiten, das meiste daran war der dicke Umschlag. Kostete aber einen ganzen Franken.

Der Titel lautete: „*Madame Helene Neubert et les argonauts.*“

Hallooohhh!!

Ich las die erste Seite und bekam schon einen ganz roten Kopf—es wurde auf die Ungeheuerlichkeiten vorbereitet, die auf der ARGOS an der Tagesordnung waren. Ich blätterte herum und las nur noch eine einzige Stelle—einfach die größte Schweinerei—und ich schleuderte das Heft zu Boden.

„Genug!“

„Lesen Sie nur.“

„Genug, genug!!“

„Diese Broschüre ist noch nicht im Buchhandel erschienen!“ fuhr die Patronin gemächlich fort. „Die Sache ist folgende: so ein Berufsschriftsteller, der übrigens schon durch verschiedene Schandpamphlete bekannt ist, schon mehrmals deswegen bestraft worden ist, hat von mir gehört, kommt plötzlich auf den Gedanken, wie er an mir ein paar tausend Franken verdienen kann. Er schmiert hier einfach so etwas zusammen, alles aus der Luft gegriffen, nur recht skandalös. Einen Verleger dafür findet er schon. Die beiden machen halbpant. Verklage ich sie—na, das ist sogar gut für die, dann werden sie erst recht berühmt und ihr Schäfchen bringen die erst ins Trockene. Aber ich bin ja auf hoher See, ich weiß ja gar nichts davon. 100 000 Exemplare werden die schon absetzen. Nun ist das aber erst eine Einleitung. Hinten steht, daß alles, was hier erst angedeutet ist, wenn auch schon deutlich genug ist, demnächst in ei-

nem Buche ausführlich behandelt wird, von einem Augenzeugen geschildert. Preis sechs Franken. Es kann schon jetzt darauf subskribiert werden. Also jedenfalls wird's ein Bombengeschäft.

Nun aber bin ich mit einem Male mit meinem Schiffe in Marseille. Der Verleger in Paris erfährt es und—da wird es ihm doch etwas schwummrig zumute, sagt man wohl. Jetzt ist es noch Zeit, den Unschuldigen zu spielen. Noch ist kein Risiko vorhanden. Da schickt er mir also jetzt diese Broschüre, ein Probeexemplar, das andere ist noch nicht im Druck—ob das stimme, ob das den Tatsachen entspreche, ob er das mit meiner Erlaubnis veröffentlichen dürfe—“

Die Patronin mußte erst einmal lachen, und es klang gar nicht gezwungen, ehe sie fortfuhr:

„Nein, es entspricht nicht den Tatsachen, und ich gebe meine Erlaubnis nicht dazu! Und wenn er auch nur ein einziges Heft in die Öffentlichkeit kommen läßt, dann könnte er ja etwas erleben. Das habe ich ihm telegraphiert. Aber auch noch etwas anderes habe ich ihm telegraphiert. Der edle Mann hielt es nicht mit seiner Ehre für vereinbar, mir den Namen des anonymen Verfassers zu nennen. Jetzt hat er es aber doch getan. Alfonso Leblanc heißt der Gute, Paris, Montmartre, rue de la Victoire Nummer 117—“

Da kam Doktor Isidor eiligst herein, ein Kursbuch in der Hand.

„Verzeihen Sie—Ihr Schnellzug fährt schon um acht—ich habe mich vorhin geirrt!“

Die Patronin warf einen Blick auf die Uhr.

„Und jetzt ist es halb. Hinkommen tun wir noch! Herr Waffenmeister, sind Sie fertig?“

„Wenn ich nichts mitzunehmen brauche—ich bin fertig.“

Wir gingen, wie wir standen, nahmen erst unterwegs einen Wagen zum Bahnhof, Punkt acht entführte uns der Schnellzug. Acht Uhr abends!

Die Patronin, die schon im Reisekleid gewesen, hatte nur eine Handtasche bei sich, ich hatte mir noch vier Taschentücher und zwei Kragen eingesteckt.

Natürlich fuhren wir erster. Natürlich—denn wenn die Besitzerin eines schuldenfreien Schiffes von 5000 Tonnen nicht erster Klasse fahren soll, wer soll es denn sonst tun?

Bis Lyon war in unserem Coupé noch eine Dame, die sich dann zufällig als Kellnerin entpuppte.

Während der ganzen Fahrt sprachen wir nur einmal noch über unser Vorhaben.

„Sie wollen den Monsieur mit der Hundepetsche traktieren?“ fragte ich.

„Nein. Eine Hundepetsche habe ich allerdings mit, die werde ich aber nur auf den Tisch legen. Ich werde mir keine Blöße geben, daß er mich wegen Hausfriedensbruch und wegen Mißhandlung verklagen kann.“

„Ja, was wollen Sie denn sonst mit ihm machen?“

Da fing die Patronin zu lachen an.

„Passen Sie nur auf, ich habe eine famose Idee bekommen. Es wird etwas ganz Köstliches! Nur ich ganz allein könnte es nicht ausführen. Haben Sie eine Waffe bei sich?“

„Einen Revolver.“

„Das genügt. Sie werden schon selbst gleich merken, was Sie zu tun haben, ich brauche Ihnen nicht die geringsten Instruktionen zu geben. Sie sind eben mein Beschützer, nichts weiter. Sie werden sich hinterher totlachen. Sie werden

wohl auch schon lachen wollen, während ich ihn bestrafe. Da müssen Sie aber ernst bleiben; sonst verrate ich nichts.“

Na, da war ich gespannt.

Es gibt ja verschiedene Schnellzüge, dieser hier war ein sehr guter, brauchte nur 13 Stunde nach Paris, hatte in Lyon nur eine Viertelstunde Aufenthalt, die anderen Aufenthalte in größeren Städten zählten nur nach wenigen Minuten.

Wir unterhielten uns hauptsächlich über das Gauklerwesen. Wir hatten nämlich in Marseille schon eine Unmenge von schriftlichen und mündlichen Angeboten erhalten, von Seegauklern, die überall auf dem Meeresgrunde und an der Küste Schätze liegen wußten, die nur des Abholens warteten.

Da wir uns auf keines einließen, will ich hier auch nicht weiter darüber sprechen. Ich muß es später desto mehr.

Interessant war jedenfalls unsere Unterhaltung. Ein Schlafwagen war vorhanden, aber wir benutzten ihn nicht, desto mehr den Speisewagen, und von Mitternacht an machten wir ein Nickerchen, jeder in seiner Ecke.

Früh um neun kamen wir in Paris an. Was hier zuerst geschah, das hatte mir die Patronin schon gesagt. Es war zur Ausführung ihres Vorhabens noch zu früh, und sie hatte überhaupt etwas zu tun, was sie zwei Stunden beschäftigen würde und was sie allein erledigen wollte. Ich möchte einstweilen in ein Hotel gehen, von wo sie mich abholen würde. Sie könne aber erst mit hinfahren.

Also wir nahmen einen Wagen, eine Droschke—na, in Paris, dieser eleganten Weltstadt, haben sie aber Droschken, und diese elenden Gäule, was ja auch bekannt genug ist! — Wir sagten dem Kutscher, er solle uns zu einem besseren Hotel in der Nähe bringen.

„Zum Hotel des Anglais?“

„Ganz egal, wenn es nur gut und nicht zu weit ist.“

Wir fuhren los, und der Kerl fuhr uns genau eine halbe Stunde lang. Es später habe ich konstatiert, nämlich, daß uns der Halunke im Kreise herum gefahren hat. Wir waren auf dem Lyoner Bahnhof angekommen, und das Hotel des Anglais befand sich gleich nebenan in einer Seitenstraße.

Das war schon die erste Prellerei gewesen, und als ich es merkte, war der Kutscher schon längst fort. Was hätte man denn tun sollen—ihn etwa verprügeln?

Die Patronin benutzte diese selbe Droschke noch weiter, kam gar nicht erst mit herein.

„Also hier warten Sie auf mich. Aber Sie brauchen nicht immer hier zu sitzen. Jetzt ist es halb zehn. Ich bin Punkt elf wieder hier. Keine Minute früher und keine später. Ich halte etwas auf Pünktlichkeit. Auf Wiedersehen.“

Der Wirt selbst komplimentierte mich hinein, Monsieur Alfonse Gueit, ein echter Franzose, Pariser. Es war ein sehr kleines Hotel, unten war nur ein einziges Lokal, allerdings alles sehr schön aussehend. Jedenfalls, das fiel mir aber erst später ein, war der vor dem Bahnhof haltende Kutscher gespickt, daß er Fremde hierher brachte, erhielt seine Provision. Mit Engländern hatte dieses Hotel des Anglais gar nichts zu tun, und weder der Wirt, noch der einzige Kellner, den ich zu sehen bekam, sprachen Englisch.

„Wünschen Sie zu frühstücken, mein Herr?“

Jawohl, frühstücken! Erst aber wollte ich mich einmal waschen. Und noch vorher meinen Durst löschen. Ich hatte einen schmähhlichen Durst. So trank ich erst zwei kleine Flaschen Sodawasser, dann wurde ich auf ein Zimmer geführt,

ganz hübsch, aber auch ganz einfach, nicht etwa luxuriös, wusch mir Gesicht und Hände, wozu ich aber erst klingeln mußte, um mir ein Stück Seife geben zu lassen, dann nochmals für einen Kamm, für eine Kleiderbürste, dann begab ich mich wieder hinab.

Das Frühstück wurde serviert. Zuerst ein Spiegelei. Als zweiter Gang ein gebratenes Scheibchen Schinken, wieder mit einem Spiegelei darauf.

„Na nun hören Sie auf mit der Eierei.“

„Der dritte Gang ist Filet de bœuf.“

„Ja, schon gut, ich mag nichts mehr, ich bin satt.“

Hierzu hatte ich noch eine dritte Flasche Sodawasser getrunken.

Dann gesellte sich wieder der Wirt zu mir und versuchte eine Unterhaltung mit mir anzuknüpfen. Ich war sehr einsilbig.

„Ist der Herr schon in Paris gewesen?“

„Nein.“

„Wie lange bleiben der Herr hier?“

„Hier in diesem Hotel nur eine Stunde.“

„Darf ich den Herrn inzwischen etwas in Paris herumführen?“

„Während dieser einen Stunde?“

„Nur hier in der nähen Umgebung. O, wir haben hier wunderbare Sehenswürdigkeiten.“

Nun, das ließ sich machen. Das war doch überhaupt sehr liebenswürdig von dem Herrn, daß er mir so die eine Stunde vertreiben wollte.

Gut, ich ging mit. Der Gang um die nächste Ecke führte uns in eine dürftige Allee. Monsieur Gueit machte mich auf eine Pappel aufmerksam, in die vor vier Jahren der Blitz geschlagen hatte, und der Riß war so gut wieder zugeheilt, daß keine Spur mehr davon zu sehen war.

Mit den nächsten drei Schritten hatte er mich vor ein kleines Schaufenster geführt, in dem Hosen hingen, nichts weiter als Hosen.

„Ach, ich habe hier drin ein paar Worte zu sprechen. Wollen Sie mit eintreten? Es ist sehr sehenswert, dies ist das größte Spezialgeschäft in Paris für Pantalons.“

Gut, ich ging mit hinein. Nur der Wissenschaft halber. Es schien mir mehr eine Ramschbude zu sein. In die erste Etage hinauf, vollgepropft mit Hosen, auf Stangen aufgereiht. Ein Stuhl wurde mir angeboten, und ich sah zu, wie sich Monmsieur Gueit den Stoff zu einer Hose aussuchte, wozu er ausgerechnet—ich kontrollierte mit meiner Uhr—28 Minuten brauchte, und dann ging das Anmessen los, was 34 Minuten währte, so daß ich dort auf meinem Stuhle eine Stunde und zwei Minuten gesessen bin.

Der Leser wird meinen, ich sei verrückt gewesen.

Nein, das war ich nicht.

Mir imponierte mächtig, daß ich jetzt in Paris herumgeführt wurde. Eine Stunde hatte ich Zeit, und diese benutzte ich, um Paris zu besichtigen. Andere haben in Paris den Eiffelturm und den Louvre und andere Sehenswürdigkeiten besucht. Ich aber bin mit dem Schnellzug von Marseille nach Paris gejagt, habe eine Pappel gesehen, in die vor vier Jahren einmal der Blitz geschlagen hat, bin eine Stunde in einer Hosenramschbude gesessen und bin dann gleich wieder nach Marseille zurückgejagt.

Ja, mir machte es das größte Vergnügen, hier zu sitzen und zuzusehen, wie der sich Stoff aussuchte und eine Hose anmessen ließ. Lieber hätte ich ihn ja beim Hosenboden genommen, aber das war keine besondere Kunst. Kunst war

dagegen, hier ruhig dazusitzen. Ruhe, Georg, nur immer Ruhe. „Mut zieret auch den Mameluk, Gehorsam ist des Christen Schmuck!“

Also ich schaute zu, eine Stunde und zwei Minuten.

„Sie langweilen sich doch nicht etwa?“

„Nein, o nein, durchaus nicht!“

Es war ja auch gar nicht langweilig. Da waren soviele Hosen, ach so viele, die ich studieren konnte. Lange Hosen, kurze Hosen, enge Hosen, weite Hosen, braune Hosen, grüne Hosen, karierte Hosen, längsgestreifte Hosen, quergestreifte Hosen— —und auf einer weißen Flanellhose lief eine große Wanze.

„Ich muß aber jetzt fort!“ sagte ich endlich.

„Nur einen Augenblick noch, mein Herr.“

Der Augenblick währte noch zehn Minuten, die ich auch noch zugab, dann ging es zum Hotel zurück, in zwei Minuten zu erreichen. Unterwegs brannte ich mir eine Zigarre an, Monsieur Alfonse Gueit winkte ob des guten Geruches dermaßen mit dem Zaunpfahle, daß ich ihm eine präsentierte. Er wollte sich revanchieren, hat es aber wohl vergessen.

„Die Rechnung, bitte.“

Sie wurde ausgeschrieben, ich habe sie noch jetzt hier vorliegen.

Vom Hotel des Anglais, Paris, beim Gare Lyonnais. Besitzer Alfonse Gueit.

1 Frühstück	5 Franken
3 Mineralwasser	3 "
1 Frontzimmer	5 "
1 Zimmerbedienung	1 "
1 Stück Seife	1 "
1 Stück Kamm	1 "
1 Stück Kleiderbürste	1 "
Für Führung durch Paris	5 "
Summa	22 Franken

Ich bezahlte, ohne ein Wort zu verlieren, gab dem Kellner noch ein reichliches Trinkgeld. Daß ich den Kamm und die Bürste nicht mitgenommen habe, brauchte ich wohl nicht erst zu sagen.

Als mir dann aber beim Abschied der Monsieur Alfonse Gueit auch noch ein Dutzend Geschäftskarten mitgab— „Bitte, empfehlen Sie mein Hotel!“—da überwältigte mich die Rührung. Da hätte ich diesen unschuldsvollen Engel beinahe an meine Brust geschlossen.

Leute, denen ich das dann später erzählt habe, sagten, „So etwas darf man sich doch nicht gefallen lassen.“

Das sind einfach Klugschnacker, die so sprechen!

Ich habe später in Paris selbst den deutschen Generalkonsul gesprochen, erzählte ihm den Fall.

„Da ist hier gar nichts dagegen zu machen. Hat der Mann Sie gefragt, ob Sie geführt werden wollen? Ja. Und Sie haben bejaht. Er berechnet die Stunde mit 5 Frank. Sie haben auf alle Fälle zu zahlen, und wenn er klagen muß, haben Sie die Kosten zu tragen. Wer nach Paris fährt, muß schon in seiner Heimat genau wissen, wo er sich hinzuwenden hat. Gewiß, es ist eine nichtswürdige Übervorteilung, es ist eine Gaunerei—aber es ist gar nichts dagegen zu machen.“—

So sprach zu mir einige Jahre später der deutsche Generalkonsul in Paris.

Damals aber hat auch das Schicksal mir etwas ins Ohr geflüüstert.

Etwas davon, daß die ewige Gerechtigkeit doch kein so leerer Wahn ist.

Der Weg führte mich, also nach vielen Jahren, an dem Hotel des Anglais vorüber. Ich trat einmal ein. Es war ein anderer Besitzer drin. Aber den Monsieur Alfonse Gueit kannte man noch recht wohl.

Leben tat der freilich nicht mehr. Hatte ein klägliches Ende genommen. Er hatte sich in Monte Carlo aufgehängt. Vorher hatte er seinen Revolver verkauft, um sich noch einmal satt essen zu können, ehe er zum Stricke griff.

Der kleine Bandit war einem größeren Räuber in die Hände gefallen.—

Punkt elf holte mich die Patronin mit einem Automobil ab.

„Alles in Ordnung. Monsieur Leblanc ist zu Hause, erwartet uns. In solch einem Falle ist doch eine Kriegslist erlaubt. Ich konnte ihm doch nicht telephonieren, daß die Madame Helene Neubert mit einem ihrer Argonauten kommt. Dann würde er uns schwerlich empfangen. Ich habe uns als einen Monsieur Foulard und Gattin angemeldet. Die empfängt er sehr gern, weil sie ihm wahrscheinlich einige hundert Franken bringen. Das ist nämlich so ein Revolverjournalist, Sie wissen schon, so ein Lump, der eine Skandalgeschichte ausspioniert und mit Veröffentlichung droht, wenn ihm nicht so und so viel Schweigegeld gezahlt wird. Jetzt erwartet er also das Ehepaar Foulard, dem er die Pistole auf die Brust gesetzt hat. Woher ich das weiß, tut nichts zur Sache. Er wird seinen Irrtum schon bald merken.“

„Und wie werden Sie ihn nun züchtigen?“

Wieder fing die Patronin zu lachen an.

„Nein, nein, ich verrate nichts—sonst verderbe ich Ihnen den ganzen Spaß.“

Na, das mußte ja eine sehr lustige Bestrafung werden. Da war ich doch wirklich gespannt.

„Wird der Monsieur ebenfalls lachen?“ fragte ich nur noch.

„Wenn er klug ist—ja. Denn weh will ich ihm nicht tun. Er kann dabei tatsächlich lustig lachen.“

Das Wohnhaus, vor dem wir in der rue de la Victoire ausstiegen, war ebenfalls ein sogenanntes Hotel—ein Garçon-Hotel. Eigentlich wird in Paris überhaupt jedes gemeinsame Wohnhaus Hotel genannt.

Wir fragten unten den Portier nach Monsieur Leblanc, mußten uns sogar anmelden, der Portier weiß aber auch bestimmt, wer das Haus verlassen hat und wer nicht.

Wir stiegen drei Treppen hinauf, die Patronin klopfte an eine der vielen Türen, alle mit Nummern versehen, auch mit Schild oder Visitenkarten.

„Entrez!“

Es war ein Junggesellenzimmer, das Bett hinter einer Gardine, ein wüster Schreibtisch, darauf auch noch die Überreste eines Frühstücks.

Monsieur Alfonso Leblanc, ein kleiner Franzose mit schwarzem Spitzbart, den pomadisierten Poposcheitel bis ins Genick gezogen.

Daß er das Ehepaar Foulard persönlich gar nicht kannte, hatte mir die Patrona bereits gesagt, und Monsieur Foulard schien nicht viel zu sagen zu haben, denn es war die Gattin, an die sich jener gleich wandte.

„Madame Foulard? Es ist mir sehr angenehm. Bitte, wollen Sie Platz nehmen.“

Aber wir nahmen noch keinen Platz.

„Nicht Madame Cecile Foulard—sondern ich bin Madame Helene Neubert—und dieser Herr ist einer meiner Argonauten, der Waffenmeister.“

Ein Starren, und dann ein kleiner Hexenschuß. und dann bekam ich etwas sehr Merkwürdiges zu hören, was ich aber noch öfters zu hören bekommen sollte.

„Ma—Ma—Madame Helene Neubert—es ist mir sehr angenehm.“

Na, das glaubte ich ja nun nicht, daß das dem gerade sehr angenehm war!

„Und—und—Sie wünschen? Womit darf ich Ihnen dienen?“

Die Patronin hatte das Heft aus der Tasche gezogen und hielt es ihm hin.

„Haben Sie diese Broschüre geschrieben?“

Wieder ein kleiner Hexenschuß. dann wollte er sich sammeln, was ihm aber doch nicht recht gelang.

„Und—und—wenn ich sie nun geschrieben hätte?“

„Ja oder nein! Doch Ihre Antwort ist gar nicht nötig. Ich weiß, daß Sie sie geschrieben haben. Sie werden jetzt diese Broschüre aufessen. Jetzt hier sofort! Ohne Widerrede! Setzen Sie sich dorthin und essen Sie diese Broschüre auf!“

Und die Patronin zog aus ihrer Kleidertasche, die aber wohl ein Loch dafür haben mußte, eine schwere, steife Hundepeitsche und legte sie wuchtig neben die Broschüre auf den Tisch.

Hallo!

Jetzt allerdings wußte ich es!

Ja, das war wirklich eine originelle, eine geniale Idee!

Und das sollte allgemein eingeführt werden! Daß so ein Skribifax, der etwas geschrieben hat, was er nicht verantworten kann, das aufessen muß! Eigentlich sollte es ja das Manuskript sein, aber das ist nicht immer zu haben. dann also das, was gedruckt worden ist. Nicht immer gleich die ganze Auflage, nur ein Exemplar, Buch oder Zeitung, das genügt schon. Außerdem könnte beim Manuskript die Tinte schädlich sein. In der Buchdruckerschwärze hingegen ist Öl, die macht also sogar fett! Ei, das wäre vortrefflich, wenn das allgemein eingeführt würde, dann würde manches Unheilvolle ungeschrieben bleiben!

„Vorwärts, essen Sie!“

„Los!“ mußte ich doch auch mich einmal vernehmen lassen. „Mangez, mangez!“

Illustration

Ich zog dabei nicht meinen Revolver, um ihm diesen auf die Brust zu setzen, im Gegenteil, ich kreuzte dabei die Arme. Hatte aber Mühe, dabei meinen Ernst zu wahren. Diese Idee war doch wirklich zu nett!

Der Monsieur Leblanc merkte, daß ihm nicht viel anderes übrig blieb, als zu gehorchen, hatte sich bereits gesetzt, auch schon nach der Broschüre gegriffen und befühlte zunächst mit zitternden Händen den dicken Umschlag aus Pappe.

„Den—den—den Umschlag auch?“ fragte er ganz kleinlaut, und das war begreiflich.

„Nein, den will ich Ihnen schenken!“ entgegnete die Patronin.

„Den können Sie sich sauer einlegen und für später aufheben!“ mußte ich hinzusetzen.

„Das—das—ist mir sehr angenehm. Und—und—wenn ich das Papier nun aufgegessen habe —?“

„Dann ist die Sache zwischen uns ein für allemal erledigt.“

„Sie—Sie—tun mir nichts weiter?“ erklang es immer kläglicher.

„Nein doch. Natürlich dürfen Sie nicht wieder so etwas über uns schreiben. Wenigstens nichts, was nicht der Wahrheit entspricht, was Sie nicht als Tatsache beweisen können. Die Wahrheit zu schreiben, das kann man ja niemandem verbieten. Aber das nächste Mal, wenn Sie solche aus der Luft gegriffenen Behauptungen aufstellen, dann müssen Sie die ganze Auflage aufessen. Diesmal nur hier dieses Probeexemplar.“

„Das—das—ist mir sehr angenehm.“

Diese stereotype Redensart klang umso drolliger, weil er dabei die Betonung immer stark auf das „sehr“ legte.

„Nun aber vorwärts, essen Sie!“

Und Monsieur Alfonso Leblanc begann zu essen, das Papier zu kauen und zu verschlucken. Er hatte nicht einmal den Mut, eine Seite erst herauszureißen, er ließ die anderen einstweilen daran hängen.

Ach, dieses Bild, wie der das Buch auffraß! Dieses wehmütige Gesicht dabei!

Da fiel mir etwas ein. Warum ihm nicht die Sache erleichtern, ihm die Kost schmackhafter machen, wenn es möglich war? Auf dem Schreibtisch neben den Frühstücksrüberresten stand eine Menage.

„Wünschen Sie vielleicht etwas Salz und Pfeffer und Senf?“

Ich setzte ihm die Menage hin.

„Ja—ja—danke sehr—das—das—ist mir sehr angenehm.“

Und er schmierte sich auf das Papier Senf, streute Pfeffer und Salz darauf.

„Vielleicht auch etwas Essig und Öl?“

Denn auch das war in zwei Fläschchen vorhanden.

„Ja—ja—das—das—wäre mir sehr angenehm.“

„Bitte sehr, hier.“

„Sie—Sie—sind sehr liebenswürdig.“

Und er bereitete sich eine Art Mayonnaise aus Senf, Öl und Essig, tauchte das Papier hinein, das herauszureißen er jetzt auch den Mut hatte, und kaute die delikatsten Bissen.

„Wenn ich—wenn ich—um ein Glas Wein bitten dürfte—“

„Nein, geehrter Herr, den müßten wir erst holen—“

„Das—das—ist nicht nötig, ich habe in meiner Kommode eine Flasche Wein—“

„Halt, sitzen geblieben!“

Denn der hätte doch mit einem Sprunge zur Tür hinaus sein können. Aber er beschrieb mir, wo die Flasche Rotwein zu finden sei, ich holte sie, entkorkte sie, schenkte ihm ein, und er speiste weiter, nun die Bissen ab und zu mit einem Schluck Wein würzend.

„Wenn ich—wenn ich—etwas Brot dazu nehmen dürfte—es wäre mir sehr angenehm—dort in dem Wandschrank—“

Ich fand das Weißbrot, auch eine Butterbüchse.

„Soll ich Ihnen vielleicht ein belegtes Brötchen machen?“

„Sie—Sie—sind sehr liebenswürdig—es—es—wäre mir sehr angenehm!“

Gut, ich bemutterte ihn, schnitt eine Scheibe Brot ab, schmierte Butter darauf, nicht zu knapp, da bin ich nicht so, legte selbst eine halbe Druckseite darauf.

Senf, Salz und Pfeffer, eventuell auch Essig und Öl, konnte er sich selbst nach Belieben darauf tun, was er denn auch tat. Wenn noch verschiedene andere Fleischsorten und Käse und Radieschen und Sardellen dazu gekommen

wären, dann wär's eine Hamburger Stulle gewesen. So war's nur ein einfaches, belegtes Bahnbrötchen.

Er biß denn auch hinein, kaute emsig—aber bald schmeckte ihm das Brot nicht mehr, er hatte doch eben erst gefrühstückt—und da machte er es bald so, wie es verwöhnte Kinder tun: er fraß von dem Brote den Belag ab, nur das Papier.

Ach, und dabei sollte man nun ernst bleiben! Denn Mitleid empfand ich nicht etwa.

So verschwand eines der acht Blätter nach dem anderen. In noch nicht einer Viertelstunde war es geschehen.

Die Patronin, die sich gesetzt hatte, erhob sich.

„So, Monsieur Leblanc, es ist zwischen uns erledigt. Sie haben mir Genugtuung gewährt—es ist erledigt. Ob diese Sache an die Öffentlichkeit kommt, das hängt ganz von Ihnen ab. Von meiner und dieses Herrn Seite aus geschieht es nicht. Allerdings wäre es mir sehr lieb, wenn Sie Ihre Herren Kollegen von der Feder warnten. Wer über mich und meine Argonauten etwas schreibt, was nicht den Tatsachen entspricht, was er nicht verantworten kann, das—muß er aufessen! Und ich werde den betreffenden Herrn zu finden wissen. Und wenn er sich auf dem Meeresgrunde versteckt oder auf dem Himalaya. Ich hole ihn herauf, respektive herab! Und wenn er über uns ein zwanzigbändiges Lexikon geschrieben hat—er muß alle zwanzig Bände aufessen! Adieu.“

„Es—es—es war mir s e h r angenehm!“ klang es uns nach.

Ich will hier gleich bemerken, daß über uns nichts Unvorteilhaftes mehr geschrieben wurde. Monsieur Leblanc hatte doch wohl den Mund nicht halten können, oder die Wände hatten Ohren und Augen gehabt. Mit uns sollte man sich überhaupt bald in ganz anderer Weise beschäftigen.

Daß uns aber sonst der Bestrafte nicht verklagte, das war ja ganz selbstverständlich, der wollte doch nicht auch noch den Spott dazu haben.

Ferner schicke ich gleich jetzt voraus, daß über diese Sache noch einmal einer unserer Heizer, ein gelernter Buchdrucker oder Schriftsetzer, einen ganz famosen Witz vom Stapel ließ. Aber das geschah viel später, bei einer ganz besonderen Gelegenheit, und so kann ich darüber erst berichten, wenn es soweit ist. Ich möchte nur schon jetzt darauf aufmerksam machen, damit sich der Leser dann später daran erinnert. Ein köstlicher Witz, den der Heizer dann noch nachträglich lieferte!

Wie ich die drei Treppen hinabgekommen bin, weiß ich nicht, ich hatte zu sehr mit mir selbst zu kämpfen, denn ich konnte doch nicht das ganze Haus mit meinem Gelächter erfüllen. Auf der Straße konnte ich's erst recht nicht.

Die Patronin blickte auf die Uhr.

„Halb eins geht ein Schnellzug nach Marseille, den erreichen wir noch. Nicht wahr, wir fahren doch gleich wieder zurück? Ach, ich sehne mich so nach meinem Schiffe, nach meinen Argonauten, nach meinem Volke! Mir ist, als wäre ich schon eine Ewigkeit fort. Nicht wahr, wir fahren gleich wieder zurück?“

„Es—ist—mir—s e h r angenehm!“ platzte ich los.

Denn diese stereotype Redensart war immer von unbeschreiblicher Wirkung gewesen, besonders das letzte Mal.

Da aber, als ich losplatzte, saßen wir schon im geschlossenen Automobil, und 20 Minuten später wieder in einem Coupé erster Klasse.

Jetzt lachte aber auch die Patronin mit.

Und ich hatte ihr noch etwas Besonderes zu sagen.

„Wissen Sie, Frau Neubert, daß Sie da etwas geliefert haben, was überhaupt nur ein Seemann fertig bringt, so eine echte Salzwasserratte?“

„Wieso denn?“

„Kennen Sie den Kapitän Marryat, der viele Seemannsromane geschrieben hat? Kennen Sie von ihm den Peter Simpel?“

Nein, sie kannte ihn nicht.

Und ich erzählte ihr die betreffende Geschichte, die hier als Pendant in Betracht kam.

Vorausschicken will ich noch, daß der englische Kapitän Marryat in diesem seinen »Peter Simpel« die köstlichsten Seemannsgestalten geschildert hat, wie man so etwas nicht wieder in der Literatur findet! Aber man muß es englisch lesen, auch in der besten Übersetzung will es nicht so wirken. Diese Kapitäne, diese Matrosen, diese Midshipmen, Seekadetten, diese Bumbootsfrau—köstlich! Das ist alles wirkliches Fleisch und Blut!

Die Erzählung spielt im 18. Jahrhundert, als es also noch keine Dampfschiffe und Eisenbahnen gab.

Peter Simpel, der kleine Held, ein Seekadett, fährt mit der Postkutsche von London nach Liverpool. Fünf Tage Fahrt! Auch ein Kriegsschiffmatrose steigt noch ein, salutiert vor seinem kleinen Vorgesetzten, wird vertraulich, erzählt, daß er erst heute von Liverpool nach London zurückgekommen ist, sich sofort noch einmal zehn Tage Urlaub hat geben lassen, um nochmals nach Liverpool zu fahren, dann sofort wieder zurück.

„Weshalb denn?“

Der Matrose berichtet. Er hat sich in Liverpool bei einem Juden ein silbernes Petschaft gekauft, für drei Schilling. Und jetzt ist ihm in London gesagt worden, daß das nur versilbertes Blech ist, kaum einen Schilling wert.

„Ja,“ schließt der Matrose gemächlich, „und da habe ich mir nun noch einmal zehn Tage Urlaub geben lassen, fahre noch einmal nach Liverpool, um dem Juden das Jackstück auszuklopfen.“—

Das ist so ganz, ganz echte Matrosenart! Auf solch einen Gedanken kommt ja überhaupt kein anderer Mensch. Fährt der noch einmal fünf Tage lang mit der Postkutsche nach Liverpool, um dem Juden, der ihn um zwei Schilling betrogen hat, das Jackstück auszuklopfen!

Und hatten wir hier nicht ein ganz ähnliches Stückchen geleistet?

Und bei mir kam noch die Pappel hinzu, in die vor vier Jahren einmal der Blitz geschlagen hatte, und dann das Hosenmuseum. Deshalb fährt man von Marseille nach Paris!

∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

Ach, geht mir doch weg mit Paris! Ich bin später noch mehrmals in Paris gewesen, habe mir alles, alles angesehen, damals bestand noch das Tanzhaus Moulin rouge, ich habe selber mit Cancan getanzt—aber so amüsiert habe ich mich nie wieder!

Die Patronin lachte denn auch herzlich, als ich ihr jetzt erzählte, wie ich in der einen Stunde die Sehenswürdigkeiten von Paris besichtigt hatte.

∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

An Bord fand ich einen Brief meines Vaters vor, schon die Antwort auf meinen.

Ich hatte ihm sofort geschrieben, schon unterwegs, hatte den Brief sofort in Marseille zur Post gegeben. Ich hatte ihm alles ausführlich berichtet. Freilich

nicht von glockenspielenden Affen und Posaunen und Orgeln und dergleichen. Nur die Hauptsache, worauf es hier zwischen uns ankam, aber auch ganz ausführlich.

Mein Vater, Universitätsfechtmeister, eng mit der ganzen Akademie verwachsen, nicht nur so aus Scherz, der Vater der akademischen Jugend genannt, mit allen Professoren intim verkehrend, selbst ein Akademiker—er hätte mich, seinen einzigen Sohn, so gern studieren sehen. Ich aber hatte so gern zur See gehen wollen; und er hatte sein einziges Kind gehen lassen.

Ich hatte ihm immer Freude gemacht. Ich war Reserveoffizier geworden. Ich würde dereinst, wenn nichts dazwischen kam, als Kapitän einen großen Passagierdampfer führen.

Und jetzt war ich auf einem Gauklerschiffe, auf einem unversicherten Abenteuerschiffe. Was das im Seehandel und im Seemannsbruf zu bedeuten hat, das hatte ich ihm ausführlich berichtet. In Kiel konnte er sich aber noch viel ausführlicher darüber berichten lassen. Und auf diesem Gauklerschiffe war ich Waffenmeister, nahm eine Stellung ein, die es überhaupt gar nicht gibt. Nur in der französischen Armee. Zirkusdirektor ist wenigstens ein anerkannter Titel. Ich war nicht einmal Zirkusdirektor. Ich war Vortänzer auf einem Gauklerschiffe.

Das alles hatte ich meinem Vater geschrieben.

„Nun weißt Du es. Nun entscheide. Ich gehorche.“

Mit welchen Empfindungen ich dies geschrieben hatte, das war dabei ganz Nebensache.

Und jetzt kam die Antwort.

Es war ein großer, großer Briefbogen. Und genau in der Mitte standen zwei Zeilen.

Was ich hier in drei oder vier Zeilen wiedergeben muß, das war dort in zwei Zeilen zusammengequetscht, obgleich noch mit dem Gänsekiel geschrieben.

Mein lieber Georg! Tue immer, was Du vor Gott und Dir selbst verantworten kannst. Um die anderen brauchst Du Dich nicht zu kümmern. Also auch um mich nicht. Ich bin stets Dein treuer Vater.

Ei, ei, ei, so ein Vater!

Ich schreibe ihm einen Brief von acht Seiten, und der antwortet mit zwei Zeilen!

Nur ja kein Wort zuviel!

Und die Anrede schreibt er nicht einmal groß!

Schreibt mir nicht einmal, was in Kiel jetzt für Wetter ist!

Schreibt mir nicht, wie's ihm geht!

Wünscht mir nicht, daß mich dieser Brief bei recht guter Gesundheit antrifft!

Na, so ein Vater aus der alten Zeit!

Nun aber wußte ich auch, was ich zu tun hatte.

Wir waren nachts um drei angekommen, die Patronin schlief bis um zehn.

Dann ließ ich mich bei ihr melden.

„Frau Patronin!“

„Ja?“

„Gleich bei unserer Ankunft in Marseille habe ich meinem Vater geschrieben, habe ihm alles mitgeteilt, was das hier für ein Schiff ist, auf dem ich als Waffenmeister bin—na, Sie wissen ja, ein unversichertes Gauklerschiff, wir haben uns doch oft genug darüber unterhalten—ob mein Vater damit einverstanden ist, daß ich diese Stellung weiter bekleide.“

„Ja?“

„Hier ist seine Antwort.“

Ich gab ihr den Brief, sie las die zwei Zeilen.

„Ja?“ erklang es nach wie vor, ganz ungerührt.

„Ich bitte um meine Entlassung.“

Da wurde sie kreideweiß, es sah erst aus, als wolle sie sich auf den Teppich hinsetzen, aber sie tat es nicht, drehte sich ruhig um und ging zu dem Panzerschrank.

„Wie Sie wünschen.“

Sie kam mit zwei Büchern an den Tisch zurück.

„Also Sie möchten abmustern.“

„Abmustern? Nein. Entlassen möchte ich werden. Ich kann doch gar nicht abgemustert werden, denn ich bin ja gar nicht angemustert worden. Aber jetzt möchte ich Sie bitten, mich regelrecht auf Ihrem Schiff anzumustern.“

Sie blickte mich an.

„Aber Sie sind ein schlechter Mensch!“

Ach, wie sie das hervorgebracht hatte!

Und ich mußte lachen!

„Nein, sind Sie aber ein schlechter Mensch!“ wiederholte sie noch einmal in demselben Tonfall.

„Na was denn?“ lachte ich. „Das war nur eine kleine Revanche. ich komme doch aus Paris. Revanche, Revanche! Sie haben mich doch auch einmal so entlassen. Aber damals konnten Sie mich gar nicht entlassen, denn ich war gar nicht angestellt, sondern ich war als Dritter Steuermann angemustert. Nun habe ich einmal den Spieß herumgedreht.“

Na, wir beruhigten uns wieder. Eine kleine Weile ging das ja allerdings noch so weiter.

„Also angemustert möchten Sie werden? Als was denn?“

„Als Kargo-Kapitän.“

„Kargo-Kapitän? Was ist denn das?“

„Das wissen Sie nicht? Auf größeren Schiffen, die Fracht für eigene Rechnung nehmen, gibt es einen Mann, der diese Fracht unter sich hat. Ist es ein Vertreter der Reederei, aber kein Seemann, so heißt er Kargador oder Superkargo. Ist er zugleich ein berufsmäßiger Seemann, so heißt er Kargo-Kapitän. Ohne daß er wirklicher Kapitän zu sein braucht. Ein patentierter Steuermann muß er allerdings unbedingt sein. Er nimmt mit dem eigentlichen Kapitän ganz gleichen Rang ein, wenn die beiden auch einander gar nichts angehen. Hie Schiff, hie Fracht! Würden Sie mich als Kargo-Kapitän anmustern?“

„Ja selbstverständlich, wenn Sie es wünschen!“

„Famos! Mir ist das nämlich auch deshalb so lieb, weil ich dann mit Kapitän Martin gleichgestellt bin; denn der arme Mann weiß ja gar nicht, was er mit mir anfangen soll. Als Waffenmeister bin ich ein Nichts in seinen Augen, andererseits habe ich mehr Heuer als er, habe mehr zu sagen—ich bin für ihn bisher ein wesenloses Gespenst gewesen. Nun aber kann ich als Kargo-Kapitän unmöglich mehr bekommen als der nautische Kapitän—“

Illustration:

Die beiden Wettläufer wurden im Triumph durch die Rennbahn getragen, die sie selbst nicht mehr passieren hatten können.

„Kapitän Martin hat mir hier in Marseille bereits ganz offen erklärt, daß er fünf Pfund Zulage haben möchte, es ist bereits geregelt. Er hat jetzt 25 Pfund im Monat.“

„Na, dann ist es ja gut!“ lachte ich. „Dann beziehe ich jetzt also meine 25 Pfund als Kargo-Kapitän.“

„Und als Waffenmeister? Das Amt wollen Sie niederlegen?“

„O nein! Das ist und bleibt mein Hauptamt! Als Kargo-Kapitän habe ich hier auf diesem Schiffe doch gar nichts zu tun. Desto mehr als Waffenmeister. Aber das ist von jetzt an ein unbezahlter Ehrenposten. Und das darf nun auch nicht mehr anders sein.“

„Gut, abgemacht! Aber nun sagen Sie mal: ist denn das nun auch mit Ihrer Seemanns- und Offiziersehre vereinbar, daß Sie auf diesem Gauklerschiff den Rang eines Kapitäns einnehmen?“

„Nu allemal, erst recht!“ lachte ich wieder. „Es handelte sich nur um meinen Vater, der alte Herr hätte doch seine eigenen Ansichten haben können, und ich bin einmal ein gehorsamer Sohn—aber wenn der nichts dagegen einzuwenden hat—mir ist es sehr, sehr lieb, auf einem Gauklerschiffe als Seemann zu dienen, und nun gar als Kargo-Kapitän, was genau so gut wie voller Kapitän ist.“

„Weshalb ist es Ihnen denn so lieb?“

„Frau Neubert! Ich will Ihnen einmal reinen Wein einschenken. Sie nehmen es doch nicht übel. I wo, werden Sie's übel nehmen! Solch ein unversichertes Gauklerschiff ist nämlich ungefähr mit einer Balletteuse oder einer gefeierten Soubrette oder sonstigen Schauspielerin zu vergleichen. So eine hat doch keinen Zugang in bessere Kreise. Andererseits aber wird sie geradezu vergöttert. Fast genauso ist's mit solch einem unversicherten Schiffe. Nicht einen Groschen bekommt man darauf gepumpt. Selbstverständlich nicht. Keine solide Seehandlung gibt ihm Fracht, weil's—nicht reputierlich ist, obgleich es der größte Unsinn ist; denn mit einem unversicherten Schiffe ist man doch viel, viel vorsichtiger als mit einem versicherten. Aber es gilt nun einmal als Leichtsinn. Was ja auch wirklich der Fall ist. Deshalb also steht auch der Kapitän eines unversicherten Schiffes, eines Gauklerschiffes, außerhalb der berufsmäßigen Seemannskreise. Zum Beispiel ist es ganz ausgeschlossen, daß er etwa in das Schiedsgericht einer Seemannskommission gewählt wird.

„Nun aber wollen wir einmal die Kehrseite der Medaille betrachten. Oder ich kann mich ganz kurz fassen. Es ist heute nicht mehr so leicht, als Kapitän ein Schiff zu bekommen. Ich kenne viele, viele Männer, die schon längst ihr Kapitänsexamen bestanden, und die manchmal sogar noch als Matrose fahren, weil sie nicht einmal als letzter Steuermann ankommen können!

„Und ich sage Ihnen nur noch das eine: wenn ich einige Zeit auf solch einem Gauklerschiff als Kargo-Kapitän gefahren bin, und ich sehe mich nach einer anderen Heuer um—ich sage Ihnen, ich brauche nur die zehn Finger auszustrecken—und an jedem einzelnen Finger hängt eine Reederei, die mich mit Kußhänden als Kapitän annimmt!

„Weshalb? Nu weil auf solch unversicherten Gauklerschiffen eben nur die tüchtigsten Kerls zu finden sind! Der hat ein Gauklerschiff gefahren—Dunnerslag, der muß was können! Und das ist auch wirklich so! Also es ist der reine Eigennutz von mir, wenn ich hier bei Ihnen bleibe. Mehr habe ich nicht zu sagen.“

„Ich hoffe aber,“ lächelte die Patronin, „daß Sie recht lange bei mir bleiben.“

„Jawohl, das hoffe ich auch stark. Und nun gehe ich gleich zu Kapitän Martin, um ihn als meinen Kollegen zu begrüßen—um ihm zu sagen, daß ich auch so schlau gewesen wie er.“

Und ich wandte mich denn auch gleich der Tür zu.

„Herr Waffenmeister!“ wurde ich da mit recht seltsamer Stimme noch einmal gerufen.

Ich blieb stehen, ging zurück.

Und nun ereignete sich die gewaltige Szene. Wenigstens gewaltig für mich.

Was sie zuerst sagte, sprach sie wohl nur zu sich selbst, ganz in Träumen versunken, obgleich sie mich dabei anblickte.

„Ich—möchte Ihnen etwas zum Andenken an diese Stunde schenken. Ich schenke so gern. Aber das Teuerste, was ich besessen, haben Sie schon. Den Ring meiner Mutter. Und—es müßte auch etwas ganz anderes sein. Etwas, was ein Mensch gar nicht schaffen kann, nur Gott—“

Plötzlich erwachte sie aus dem Träume, ihr Gesicht nahm einen ganz andern Ausdruck an, sie trat an den Tisch, nahm aus einer Vase eine rote Rose, eben erst entfaltet, trat einen Schritt näher auf mich zu, und ernst und feierlich erklang es:

„Georg!

„Wir beide sind keine Kinder mehr.

„Obgleich wir in anderem Sinne noch die reinen Kinder sind.

„Wir beide wollen uns nicht herumzerren wie in einem Romane.

„Du hast mich vorhin tödlich erschrecken sehen, als ich glaubte, Du wolltest mich verlassen, nur deshalb konnte ich so erschrecken, denn ich weiß es besser, sonst würde ich doch jetzt nicht so zu Dir sprechen.

„Ich liebe Dich, Georg!

„Ich gehöre Dir.

„Du hast über mich zu befehlen.

„Nur eines möchte ich Dich bitten, Georg—bitte, laß mir meine Freiheit!

„Laß mir mein Schiff, mein Volk und—meinen Waffenmeister!

„Laß mir meinen schönen Traum. Bleiben Sie mein Waffenmeister, mein Vassall, mein Ritter.

„Und dennoch—ich gehöre hiermit Dir—“

Sie führte die Rose an ihre Lippen, küßte sie, mit einem langen, langen Kusse, und reichte sie mir.

Und ich nahm sie, auch ich küßte sie—und ging!

Aber zum Kapitän konnte ich jetzt nicht mehr gehen!

